

Wenn Hass vergisst zu hassen

Von Plixel

Kapitel 1: Ein Wort

Immer wieder stolperte ich über meine Füße, die ich schon ganz wund gelaufen hatte. Doch ich wollte weg hier. Weg von dem Leid, welches mich wahrscheinlich bis ans Ende meines Lebens verfolgen würde. Ob ich daran zugrunde gehen werde, lag an der Gestalt des Verfolgers. Werden es Alpträume sein? Werden es irgendwelche Hirngespinnste sein, die meinen Verstand jeden Tag aufs Neue foltern? Oder etwa, ein Mensch, ein Überlebender, ein kleiner Hoffnungs Schimmer, welcher seine Brüder, Schwestern und Freunde rächen wollte? Aber nein. Das war ausgeschlossen. Immerhin hatte ich die gesamte Stadt nach Überlebenden abgesucht, fand aber nur verkohlte Leichen und deren früheres Heim.

Auch ein paar Münzen, die das Inferno überstanden hatten, lagen nun sicher verwahrt in meiner löchrigen Hosentasche.

Als die Sonne sich entschieden hatte, sich einen Spaß zu erlauben und hinter den flachen Hügeln gen Norden Verstecken zu spielen, suchte auch ich mir ein verborgenes Plätzchen, um meinen erschöpften Kräften eine Pause zu gönnen. Ich wählte einen mit Moos bewachsenen Fels, der hinter und unter ein paar Bäumen von dem schmalen Gehweg aus kaum zu erkennen war. Eigentlich hatte ich noch vor Nahrung für den nächsten Tag aufzutreiben, aber das hatte auch bis morgen Zeit. Ich legte mich also in eine halbwegs gemütliche Position hin und wartete sehnlichst auf den erlösenden Schlaf. Ich wartete und wartete und wartete.

Doch irgendetwas drückte mir auf den Magen; und zwar nicht der unbändige Hunger oder irgendein Kiesel. Nein, es war vielmehr ein ziehen meines sechsten Sinnes, welcher mich vor einer bevorstehenden Gefahr warnen wollte.

Nach einigen weiteren gescheiterten Versuchen, ins Land der grenzenlosen Möglichkeiten abzudriften, wurde ich langsam wütend. Ich setzte mich ruckartig auf und lauschte in die Dunkelheit hinein. Sehen wäre im Moment sinnlos, denn es war schon stock dunkel.

Ich konzentrierte mich, nahm nach und nach die Klänge der Natur wahr.

Das Rauschen der Blätter im Wind, das leise Zwitschern eines Abendvogels, das leichte aneinander klappern der trockenen Grasstängel.

Da.

Ein kaum zu hörendes Knacken, man könnte es leicht mit einem Rauschen verwechseln, doch ich erkannte darin einen Misston.

Ein ungewollter Laut im immerwährenden Rhythmus der Nacht.

Instinktiv hatte ich meine Beine aufgestellt und saß nun auf allen Vieren auf dem Moos, jeder Muskel, jede Sehne bis zum zerreißen gespannt.

Ein Schluchzen. Ein Schniefen, gefolgt von der leisen Kinderstimme, die flüsterte: „Mama...Mama“

Ich entspannte mich ein wenig, kletterte vom Fels herunter und bewegte mich so leise wie es ging auf das jammernde Kind zu.

Hinter ein paar Büschen konnte ich es dann erkennen, denn nun spendete mir der Mond seinen vollen Schein. Ein kleiner Junge, ungefähr neun Jahre alt, kauerte in zerlumpten Sachen auf dem Boden und ritzte etwas in die trockene Erde. Er hatte schulterlanges, strohblondes Haar, welches etwas strähnig und unordentlich aussah. Ich sah von meiner Position aus nur seinen Rücken, weshalb ich mich entschied, ihn auf mich aufmerksam zu machen.

„Hey, du!“ rief ich ihm entgegen. Er zuckte zusammen und verstummte.

Ich ging vorsichtig noch ein paar weitere Schritte auf ihn zu, als er seinen Kopf ruckartig bewegte und ich in sein Gesicht sehen konnte.

Ich erstarrte.

Nicht etwa wegen den trüben und doch auch strahlend blauen Augen, die mir erst erschrocken, dann mit solch einem Hass entgegen starrten, dass ich ein paar Schritte zurück stolperte.

Nein, es waren die rostigen Eisennägel, welche ihm aus der rechten Schläfe ragten. Ich konnte noch das dicke, getrocknete Blut erkennen, das wohl nicht gerade sparsam aus der Wunde gequollen war. Seine linke Gesichtshälfte war übersät mit mehr oder weniger schlimmen Brandwunden, jedenfalls sah es grauenvoll aus. Doch sein Gesicht zeigte mir wahrscheinlich nicht einmal annähernd den Schaden, den er wirklich davon getragen hatte.

Erst jetzt bemerkte ich, dass ihm ein leises Knurren entwich und er sich langsam mit seinem gesamten Körper zu mir drehte. Ich bereute es wahnsinnig ihn angesprochen zu haben, immerhin war ich derjenige, dem er seine Wunden und seine Verluste zu verdanken hatte, das wusste ich auch schon. Aber nun kam langsam eine unbändige Furcht in mir auf...diese Augen fesselten mich in ihrem Hass, fraßen mich auf, um mir klar zu machen, was ich getan hatte.

Gerade wollte ich meinen Mund auf machen, als er wie ein wildes Tier aufsprang und sich auf mich stürzte. Ich schrie auf und schlug mitsamt dem Jungen hart auf den Waldboden auf.

Ich öffnete meine vom Sturz geschlossenen Augen wieder und sah, dass der Junge nun auf meinem Bauch saß. Er fing an auf mich einzuprügeln, merkte jedoch schnell, dass er dazu zu wenig Kraft besaß.

Darauf holte er weit aus und fing an, mir mit seinen nicht gerade sauberen oder kurzen Fingernägeln mein Gesicht zu zerkratzen. Brennender Schmerz breitete sich an den Stellen aus, an denen er seine unförmigen Nägel in mein Fleisch rammte. Langsam wurde sein Geschrei und seine Beleidigungen, die er mir ins Gesicht spuckte, von wildem Heulen und Jammern abgelöst. Sein kleiner Körper erschlaffte immer mehr unter dem Kraftaufwand, den ihm sein Aufschluchzen abverlangte.

Ich verfolgte das Schauspiel mit aufgerissenen Augen, setzte mich wieder auf.

Nun saß er vor mir, auf seinen geschundenen Knien, den Kopf in seinen kleinen Händchen vergraben.

Ich bis die Zähne fest aufeinander, als ich plötzlich seine jetzt so schwache und zerbrechliche Stimme vernahm: „Warum?“

Ein simples Wort, das meine Gefühle plötzlich aufflammen ließ.

Ein simples Wort, das er mich so ohne Hass und Verzweiflung ins Gesicht sagte.
Ein simples Wort, das ich mir am heutigen Tage so oft vor Augen geführt hatte.

Warum.

Warum ich?